

Stephan Habscheid · Clemens Knobloch (Hrsg.)

Einigkeitsdiskurse

# **VS RESEARCH**

## **Kommunikation in Organisationen:**

### **Studien zu Sprache, Interaktion und Diskurs in professionellen Kontexten**

Herausgegeben von

Prof. Dr. Stephan Habscheid, Universität Siegen

Prof. Dr. Florian Menz, Universität Wien

Prof. Dr. Andreas Müller, Merkur Internationale Fachhochschule Karlsruhe

Prof. Dr. Werner Nienhüser, Universität Duisburg-Essen

Die Reihe ist ein transdisziplinäres Forum am Schnittpunkt von Sprach- und Kommunikationswissenschaften einerseits, sozial-/wirtschaftswissenschaftlicher Organisationsforschung andererseits. Im Mittelpunkt steht die problemorientierte empirische Rekonstruktion alltäglicher Interaktionsvollzüge und unidirektionaler medialer Kommunikationsprozesse, rhetorischer Strategien und diskursiver Ordnungen in organisationalen Kontexten. Damit fokussiert die Reihe den Beitrag, den Ansätze der sprach- und sozialwissenschaftlichen Handlungs-, Interaktions- und Diskursforschung für das kritische Verständnis und das Management von Organisationsprozessen und für die organisationswissenschaftliche Theoriebildung leisten. Im Mittelpunkt steht die Analyse authentischer mündlicher, schriftlicher und multimodaler Kommunikation als Kristallisationspunkt sozialer Praxen und kultureller Ordnungen in Organisationen. Dazu gehören die Bearbeitung alltäglicher kommunikativer Arbeitsaufgaben durch Mitglieder organisationaler Diskursgemeinschaften, außerbetriebliche Business-to-Business-, Dienstleistungs- und Marketing-Interaktion sowie rhetorische Strategien im Rahmen von Versuchen, für interne und externe Öffentlichkeiten zirkulationsfähige und zustimmungspflichtige Darstellungen kollektiver organisationaler Identitäten zu inszenieren, die als mehr oder weniger verbindliche „Identifikationsangebote“ das Sprechen, Denken und Handeln der Adressaten anleiten sollen. Die Reihe bündelt hochwertige empirische Untersuchungen und innovative Theoriebeiträge, sie umfasst Monografien ebenso wie konzeptionell konsistente Sammelbände und Tagungspublikationen.

Stephan Habscheid  
Clemens Knobloch (Hrsg.)

# Einigkeitsdiskurse

Zur Inszenierung von Konsens in  
organisationaler und öffentlicher  
Kommunikation

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

1. Auflage 2009

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden 2009

Lektorat: Christina M. Brian / Anita Wilke

VS Verlag für Sozialwissenschaften ist Teil der Fachverlagsgruppe  
Springer Science+Business Media.

[www.vs-verlag.de](http://www.vs-verlag.de)



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg

Satz: Bastian Pohl, Siegen

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany

ISBN 978-3-531-16409-0

# Inhalt

<i>Stephan Habscheid (Siegen) &amp; Clemens Knobloch (Siegen)</i> Zur Einführung in den Band .....	7
---	---

## I. Diskurs, Begriff, Interaktion: Theoretische und methodologische Ansätze

<i>Jürgen Link (Dortmund)</i> Zum Anteil des flexiblen Normalismus an der medialen Konsensproduktion .....	20
--	----

<i>Ruth Wodak (Lancaster)</i> Staging Politics in Television: Fiction and/or Reality? .....	33
--	----

<i>Fritz Hermanns (Heidelberg)</i> Einigkeit und Einheit: Zur Semantik zweier deutscher Leitbegriffe .....	59
---	----

<i>Tom Karasek (Siegen)</i> Globalisierung und Reform: Die Hegemonie des Globalisierungs- und Reformdiskurses am Beispiel der <i>Frankfurter Allgemeinen Zeitung</i> ...	71
--	----

<i>Gerd Antos (Halle/Saale)</i> Kulte, Kommunikation, Konsens-Inszenierungen .....	117
---	-----

<i>Christian Heath (London) &amp; Paul Luff (London)</i> Die Ordnung des Wettbewerbs: Zum interaktionalen Vollzug von Handel auf Kunst- und Antiquitätenauktionen .....	127
---	-----

## II. Öffentlichkeit, Organisation, Alltag: Empirische Fallstudien und Anwendungen

<i>Werner Holly (Chemnitz)</i> Gemeinschaft ohne Solidarität: Zur paradoxen Grundstruktur der „Du bist Deutschland“-Kampagne .....	154
--	-----

---

<i>Ronald Hartz (Chemnitz)</i> Die sprachliche Inszenierung von Konsens in Organisationen: Qualitative Befunde zu Mitarbeiterzeitungen .....	177
<i>Florian Menz (Vienna)</i> The Influence of Collective Orientation Patterns on Internal Business Communication .....	207
<i>Klaus-Peter Konerding (Heidelberg) &amp; Helmut Ebert (Nijmegen)</i> Organizational Change: Creation of Consensus and Prevention of Conflict through Guided Communication and Participation .....	225
<b>Über die Autorinnen und Autoren .....</b>	<b>241</b>

# Zur Einführung in den Band

*Stephan Habscheid (Siegen) & Clemens Knobloch (Siegen)*

Streit, Konkurrenz und Disharmonie sind für jedes soziale Gebilde ebenso kennzeichnend wie Konsens, Kooperation und Einigkeit. Auch wenn es mitunter im Interesse der Mächtigeren liegen mag, dies zu verschleiern: Immer wieder manifestieren, erneuern oder verändern sich in der Kommunikation vielfältige Gegensechaften zwischen Einzelnen und/oder Gruppen, seien es Interessenkonflikte um knappe Mittel, Räume, Machtressourcen und Statuspositionen, seien es Konflikte um die Priorität von Werten, Normen, Lebenszielen usw. (vgl. Bühl 1976, Balla 2002, Blättel-Mink 2002).<sup>1</sup> Während also ein „echter“ Konsens – im Sinne einer sachlichen Einigung über die Teilhabe an Herrschaft und materiellen Ressourcen oder die zugrunde liegenden Werte, Normen, Lebensziele usw. – kaum umfassend und auf Dauer *herstellbar* scheint, wird gleichwohl ‚Konsens‘ in vielfältiger Weise symbolisch *dargestellt* und als ein solches diskursives Konstrukt rhetorisch genutzt: zur Stabilisierung gesellschaftlicher Machtverhältnisse, zur Legitimation und Durchsetzung politischer Entscheidungen, zur Einschwörung auf Einigkeit und identitätspolitische „Programme“ (im Sinne normativer Festlegungen darüber, was im Blick auf die Wir-Gruppe bzw. andere gemeinsam getan oder unterlassen werden soll oder muss, vgl. Niethammer 2000).

Dabei scheint zu gelten: Je weniger der soziale Zusammenhalt einer Gruppe, Organisation oder Gesellschaft auf echten Verhandlungslösungen beruht, umso intensiver fallen die Bemühungen seitens der Mächtigeren aus, Konflikte symbolisch einzudämmen und „Stimmungen“ politisch zu managen. So werden, während das sozialstaatliche Leitbild der europäischen „Konsensgesellschaften“ im politischen Alltag an Wirkkraft verliert, seit einigen Jahren Inszenierungen von „Schicksalsgemeinschaften“ nach unterschiedlichen Gattungsmustern auf den Spielplan gesetzt.

Konsensfassaden sind zunächst charakteristisch für die formelle Kommunikation in Organisationen. Bereits 1982 bestimmte der Kommunikationswissenschaftler Klaus Haller in einer Untersuchung über Werkszeitungen in der Bun-

---

1 Theorien, die alle sozialen Konflikte auf eine binäre Grundopposition zurückführen (z.B. Teilhabe an Herrschaft, Teilhabe an Produktionsmitteln), die im Sinne eines Nullsummenspiels auszutragen ist, werden dem mehrdimensionalen Charakter gesellschaftlicher Beziehungen und Prozesse nicht gerecht (vgl. z.B. Bühl 1976).

desrepublik Deutschland als ein Charakteristikum dieses Mediums seine ausgeprägte Konflikt-, Problem- und Dissensarmut. Aber auch gesamtgesellschaftlich scheinen derartige massenmedial vermittelte Deutungsmuster für die öffentliche Legitimation politischer Richtungsentscheidungen (wieder) an Bedeutung zu gewinnen: Man denke etwa an den konfliktarmen, hortativen, auf Kooperation, Problemlösung, Konsens ausgerichteten Charakter des Globalisierungsdiskurses (vgl. Karasek in diesem Band) oder auch an die von großen Medienunternehmen getragene Kampagne „Du bist Deutschland“ (vgl. Holly in diesem Band).<sup>2</sup> Derartige Kommunikationen stellen den prototypischen Fall dessen dar, was hier als „Einigkeitsdiskurs“ bezeichnet und im vorliegenden Band aus kommunikationslinguistischer Sicht untersucht werden soll.

Sehen wir uns die sprachliche Anatomie solcher Diskurse näher an:<sup>3</sup> Auf der Ebene der *Sachverhaltsdarstellung* dominiert das (kontrafaktische) Bild eines sozialen Kollektivs, das gekennzeichnet ist durch bruchlose Einheit und Einheitlichkeit, durch bedingungslose Einigkeit und Einmütigkeit:

Verlassen Sie sich darauf, dass wir in diesem Werk alle das Gleiche wollen. Die Führungskräfte, der Betriebsrat und ich [der Leiter des Werks] haben die gleichen Ziele wie Sie als Mitarbeiter: Wir wollen unsere Arbeitsplätze sichern.  
(Text aus einer Mitarbeiterzeitung, zitiert nach Habscheid/Hartz 2007: 204)

Auf der Ebene der sprachlichen *Handlungskonstitution* wird damit (kontrafaktisch) UNTERSTELLT, dass ein breiter Konsens mit den Perspektiven des (mächtigeren) Sprechers entweder schon besteht oder aber hergestellt werden kann und muss. Wir haben es in solchen Fällen daher mit ‚regulativen Sprachspielen‘ (im Sinne Grünerts 1984) zu tun: In einer asymmetrischen Machkonstellation wird „von oben“ her Gefolgschaft und Zustimmung mit dem mächtigeren Sprecher eingefordert; je nach Machtverhältnissen kann zudem eine – in der Regel verborgene, weil für beide Seiten imagebedrohende – WARNUNG vor bzw. eine DROHUNG mit Exklusion derjenigen mitverstanden werden, die eigensinnig auf abweichenden Positionen beharren (und dies öffentlich zu verstehen geben).

Paradox ist dabei hinsichtlich der kommunikativen *Identitätskonstitution*, dass die Adressaten in derartigen Texten zugleich als einheitliches Kollektiv *und* als Subjekte angesprochen werden, deren je eigenes Denken, Wollen, Fühlen und

2 Andererseits werden konfliktträchtige Themen aus Wissenschaft, Ökonomie oder Politik auch semantisch aufbereitet als massenmediale ‚Kontroverse‘, wobei allein schon die *Tatsache* ihrer medienöffentlichen Prozessierung ‚Konsens‘ in Streitfragen herstellen kann: In diesem Fall erzeugt die Medienkontroverse durch breit streuende Anschlusskommunikationen den Eindruck allgemeiner Partizipation und legitimiert damit Entscheidungen u.U. auch ohne faktischen Konsens. Vgl. Hartz/Karasek/Knobloch 2007.

3 Vgl. zu den identitäts- und sprachtheoretischen Grundlagen Habscheid 2008.

Handeln gefragt ist. Dabei wird einerseits jeder Einzelne in die Pflicht genommen, zugleich aber sollen alle – im Sinne bestimmter Sachzwanglogiken und Normalitätskonstruktionen (Link 1998) – das gleiche sehen (und tun). Die Erzeugung von Anpassungsdruck wird dabei häufig durch eine Fassade rationaler Einsicht in ‚Notwendigkeiten‘ verdeckt.

Hier wird deutlich, dass Verfahren der Identitätspolitik im Vergleich zu anderen regulativen Sprachspielen (z.B. bürokratische Regelungen, hierarchische Anweisungen usw.) auch dadurch charakterisiert sind, dass zugleich durch *rhetorisch-stilistische Inszenierungsmittel* – zumindest vordergründig, um der Legitimation willen – der Eindruck von Persuasion und diskursiver Verständigung erzeugt werden soll: Macht wird nicht offen ausgeübt, sondern es wird gleichsam an der Oberfläche ein persuasives Sprachspiel inszeniert. Bei näherem Hinsehen zeigt sich aber, dass die Adressaten gar nicht wie – im Fall echter Argumentation (Kopperschmidt 1973) – von einer „überlegenen“ Option neben anderen überzeugt werden sollen, vielmehr zielt der Diskurs darauf, die zur Rede stehenden Sachverhalte dem Bereich des Strittigen und Argumentativen zu entziehen. Der Adressat soll quasi notwendig zur (zumindest oberflächlichen) Übereinstimmung mit dem im Diskurs gegebenen Weltdeutungen gelangen, indem – unter asymmetrischen Machtverhältnissen – der Programmcharakter, die Zustimmungspflichtigkeit, die Normalität, die Unvermeidlichkeit der gegen Einwände immunisierten Sachverhalte inszeniert werden.

Ein Weiteres kommt hinzu: Zwar wird allenthalben ‚bestehende Einigkeit‘ inszeniert. Gleichwohl ist die gemeinsame kollektive ‚Identität‘, auf die alle eingeschworen werden sollen, nicht einfach die tradierte, bereits gegenwärtig gegebene, sondern immer eine künftige oder hypothetische. Damit geht einher, dass tendenziell funktionale alltägliche Handlungsmuster und Sinnstrukturen ausgeblendet und entwertet werden, Wandel zum alleinigen Prinzip organisationalen oder politischen Überlebens erhoben wird. Letztlich zielt diese Strategie also darauf, als Identifikationsfläche einen idealen Adressaten zu entwerfen, der das Streben nach zunehmender Selbstoptimierung im Rahmen eines von oben gesetzten, auf ökonomischer Rationalität beruhenden Relevanzsystems zum alleinigen Prinzip seiner biographischen Identität erhebt (vgl. Foucault 1994; Bröckling u.a. 2000).

Vor diesem Hintergrund drängt sich die Frage auf, ob und wie eine derart widersprüchliche Kommunikationsstrategie (mehr oder weniger) wirkungsvoll in Szene gesetzt werden kann: Welche thematischen Ressourcen, welche Diskursstrategien und welche sprachlichen Ausdrucksmittel werden zur ‚Konsens‘-Produktion aktiviert, inwiefern verweisen diese zugleich auf die nicht zirkulationsfähigen Elemente, mit denen bestimmte Perspektiven und Aspekte aus dem Bereich des rational-politisch Verhandelbaren ausgeschlossen werden sollen? –

Derartige Fragestellungen standen im Mittelpunkt eines Forschungsprojekts, das unter dem Titel „,Symbolische Friedfertigkeit – Konfliktmanagement und Verfahrenintegration in organisationalen und öffentlichen Diskursen“ im Rahmen des Exzellenzwettbewerbes „Geisteswissenschaften gestalten Zukunftsperspektiven“, Themenperspektive „Friedfertige Gesellschaft“, durch das *Ministerium für Innovation, Wissenschaft, Forschung und Technologie* des Landes Nordrhein-Westfalen (*MIWFT*) in den Jahren 2005/2006 gefördert wurde. Fragestellung und Ergebnisse des Projekts werden am 22./23. März 2007 mit der Fachöffentlichkeit diskutiert im Rahmen einer Tagung, die durch die *Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG)* und die *Universität Siegen* finanziell gefördert wurde. Die Ergebnisse dieser Tagung, die unter dem Titel „Einigkeitsdiskurse. Konsensinszenierungen in organisationaler und massenmedialer Öffentlichkeit“ stand, liegen mit dieser Publikation nun vor.

Aus Sicht der Herausgeber lassen sich die Beiträge zu zwei Sektionen gruppieren: Die Beiträge der ersten Sektion repräsentieren ein Spektrum von Ansätzen und Gegenständen, die für die Analyse von ‚Einigkeit‘ und ‚Konsens‘ unter dem Gesichtspunkt ihrer diskursiven Darstellung und Herstellung fruchtbar gemacht werden können, der Schwerpunkt liegt auf grundlegenden theoretischen und methodologischen Fragen. Der Beitrag von JÜRGEN LINK thematisiert die massenmediale Konsensproduktion vor dem Hintergrund (flexibel) normalistischer gesellschaftlicher Regulationen. Es versteht sich, dass mit „Normalität“ nicht alles gefasst werden kann, was im Mediendiskurs als „normal“ bezeichnet wird. Nicht alles, woran uns Medienstrategen durch eine veralltägliche Berichterstattung gewöhnen wollen, ist ipso facto „normal“. Insbesondere Kriege mit ihrem ultimativen Denormalisierungspotential sind es nicht. Ausgeprägt normalistisch ist jedoch auch in diesen Fällen die Sichtbarkeitsfunktion der Massenmedien, die in ihrer Themenwahl und Präsentationstechnik auf Subjekte bezogen sind, die ihre Normalitätsgrenzen selbst fallweise einzuregulieren haben. Die täglich präsentierten Themen stehen für erhöhten Normalisierungsbedarf. Was dagegen im medialen mainstream „kein Thema“ ist, das fällt buchstäblich in ein schwarzes Loch. Die „Sichtbarkeit“ eines Themas steht insofern für die erste Voraussetzung von hegemonialem Konsens. Indessen sind hoch sichtbare Themen wie „Klimawandel“, „Migration“, „Überalterung“ zunächst kontrovers und neigen dazu, auf einer Links-Mitte-Rechts-Skala abgebildet zu werden, in der dann die (symbolische) Mitte den „vernünftigen“ Konsens und Kompromiss markiert. Am hoch zustimmungspflichtigen Begriff der „Nachhaltigkeit“ zeigt Jürgen Link, wie potentiell dissidente Gehalte auf diesem Weg zur (symbolischen) Mitte entschärft und in der Folge als „extrem“ rekodiert werden können. So werden resonante Deutungsmuster zugleich vereinnahmt und die in ihnen enthaltenen politischen Alternativen unsichtbar gemacht.

Als mediales Genre für die Zwecke der flexibel normalistischen Konsensproduktion bestimmt Jürgen Link die „mittlere Geschichte“, ein sich selbst plausibilisierendes Themencluster, auf das „Nachrichten“ systematisch bezogen werden können („Klimawandel“, „globaler Wettbewerb“, „Überalterung“).

RUTH WODAK charakterisiert in ihrem Beitrag massenmediales „politainment“ am Beispiel einer höchst erfolgreichen neuen Form, einem Amalgam aus Realität und Fiktion: Politische Seifenoper, die prästendieren, dem Publikum die „Hinterbühne“ des politischen Geschehens zu zeigen. Diese „Fiktionalisierung der Politik“, so ihre These, bleibt nicht ohne Rückwirkungen auf das politische Tagesgeschäft. Politiker, die medial erfolgreich agieren wollen, müssen ihre Selbstpräsentation den Konstruktionen angleichen, die in den politischen Seifenopern erfolgreich als „Helden“ und Stars zirkulieren. Am Beispiel der höchst erfolgreichen US-Serie „The West Wing“ analysiert Ruth Wodak mit den Mitteln und Verfahren der Kritischen Diskursanalyse die Produktion eines globalen politischen Heldenmythos, der über seine mediale Verbreitung durchaus „praktisch“ und hegemonial werden könnte. Die Welt der „offiziellen“ politischen Rituale mit ihren Presskonferenzen, Reden, Wahlkämpfen wird vom (politikmüden) Publikum zusehends als präpariert, als inszenierte „Show“, wahrgenommen. Das erhöht noch den Reiz von Formaten, die vorgeben, die Hinterbühne der Politik sichtbar zu machen. Zunächst einmal erscheinen die Politiker und ihre Ratgeber in den Seifenoper (in „The West Wing“ speziell) als „ganz normale Menschen“ – die allerdings mit hoher Hingabe einer gemeinsamen noblen Sache mit familienähnlichem Zusammenhalt dienen. Die Serie dient auch der mythischen Überhöhung, der Darstellung, wie Politik „sein sollte“. Methodisch angelehnt an Vladimir Propps Strukturanalyse des Volksmärchens, die auch bereits für die Genreanalyse des Western erfolgreich adaptiert worden ist, skizziert Ruth Wodak die „Narrateme“, aus denen politische Seifenoper des genannten Typs zusammengesetzt sind (und zusammengesetzt werden können!). Die Geschichte transformiert den „gewöhnlichen Menschen“ zum mythischen Helden.

Der dritte Beitrag führt auf das Feld der politischen Begriffsgeschichte. FRITZ HERMANNs rekonstruierte in seinem Vortrag „Einigkeit und Einheit. Zur Semantik zweier deutscher Leitbegriffe“ zwei ineinander greifende nationale Wortgeschichten. Bei Adelung und bei den Grimms geht er den denotativen und konnotativen Komponenten dieser nationalsemantischen Schablonen nach und zeigt, wie (nationale) „Einheit“ zum Heilsbegriff in der europäischen Nationengeschichte wird – und „Einigkeit“ zur nationalen Tugend, wiewohl die historisch lange entbehrt „Einheit“ keineswegs die Pflicht zur „Einigkeit“ beinhaltet, im Gegenteil. Der Autor verstarb unerwartet, bevor er die Schriftfassung seines Beitrags abschließen konnte. Die Herausgeber haben den Aufbau und Duktus des Vortragsmanuskripts nicht verändert.

TOM KARASEK beginnt seinen Beitrag mit einer methodologischen Reflexion der Zirkularitätsrisiken, die in den Vorannahmen einer jeden Korpuszusammenstellung der Kritischen Diskursanalyse lauern. Der Beitrag reflektiert die praktischen Probleme, denen die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Einigkeitsprojektes ausgesetzt waren. Aus dem hermeneutischen Zirkel, so Tom Karasek, führt letztlich kein Weg heraus, die tautologische Zirkularität lässt sich jedoch vermeiden durch eine Reihe von Kontrollprozeduren, deren wichtigste die (das „Kritische“ ausmachende) Außerkraftsetzung der untersuchten Wahrheitsordnung und deren synchrone und diachrone Relativierung sein dürften. Dennoch bleiben einer Reihe von schwer zu vermeidenden Gefahren: Wie erkennt man an einer Textmenge, dass ein Teildiskurs brüchig, zur bloßen Fassade geworden ist, die bei der nächsten realen Belastung der „Wahrheitsordnung“ wie ein Kartenhaus zusammenbricht? Wie weit geht die formative Wirkung eines hoch homogenisierten narrativen Stranges (wie „Reform“ und „Globalisierung“)? Im zweiten Teil des Beitrags geht es dann um die Auswertung des Gehaltes, den die Analyse des Reform- und Globalisierungsdiskurses in der *FAZ* zu Tage gefördert hat. Als Bausteine dessen, was Jürgen Link eine „mittlere Geschichte“ (und Ruth Wodak „Narrateme“) nennt, legt der Beitrag vier wiederkehrende Erzählelemente frei. Sie handeln von der Konstruktion der „Zeitlichkeit“ (Goldene Vergangenheit – Krisenhafte Gegenwart – optimistisch vs. denormalisierende Weichenstellung für die Zukunft), der Trennung von „Vernunft“ und „Unvernunft“, der emotionalen Identifizierung und der Common-sense-Konstruktion. Der Autor zeigt, wie vor dem Hintergrund der Globalisierungsnarration Demokratie und Wählerwille zu Störgrößen werden, sofern sie den vermeintlichen Sachzwängen nicht entsprechen. Die Figur des „unabhängigen Experten“ ersetzt dann leicht die demokratische Meinungsbildung. Am Schluss steht ein Vergleich zwischen der *FAZ* und der *FR*. Letztere präsentiert „Reform“ und „Globalisierung“ dialogischer und heterogener, bleibt aber insgesamt im Feld der Alternativlosigkeit.

Der nicht-diskursive, emotionale Aspekt der Konsensbildung steht im Mittelpunkt des Beitrag GERD ANTOS, der – in Anlehnung an René Girards „mimetische Theorie“ des Begehrens – den Selbstgenuss gemeinschaftlicher („Massen“-)Performativität als einen wesentlichen Faktor der Herstellung von Einigkeit fokussiert. In Abgrenzung zu anderen Formen nicht-diskursiver bzw. propositional entleerter Konsens-Bildung (z.B. Vorurteile, Mentalitäten) gilt sein Interesse besonders dem Phänomen der *Kulte* und der Frage, welche Bedeutung in der Gegenwart strategischen Versuchen zukommt, in der Presse, im Internet, in der Werbung oder in bestimmten Subkulturen Objekte, Aktionen, Personen oder Trends gezielt zum ‚Kult‘ zu erklären. Dabei arbeitet er als Desiderat eine kommunikationstheoretische Erweiterung der mimetischen Theorie heraus. Im

Mittelpunkt steht dann die Frage nach der in einem ethnomethodologischen Sinne reflexiven und interaktionalen Herstellung der Nachahmungsnachahmung und deren wirklichkeitskonstituierenden Funktionen.

Auf die („Mikro-“)Ebene multimodaler Alltagsinteraktion führt der Beitrag von CHRISTIAN HEATH und PAUL LUFF. Die Autoren zeigen am Beispiel von Kunst- und Antiquitätenauktionen, also eines ‚Marktes‘, wie eine institutionell stabilisierte Wettbewerbsordnung einschließlich der Integrität ihrer Mitspieler immer wieder neu mittels hoch komplexer kommunikativer Inszenierungen hergestellt werden muss. Im Sinne einer institutionalisierten Lösung für ein soziales Problem vermitteln Auktionshäuser und Auktionatoren den Austausch zwischen Anbietern und Käufern. Dabei stellen sie einen neutralen und robusten Mechanismus bereit, der keine der beteiligten Interessen oder Parteien bevorzugt, und ermöglichen somit eine transparente Offenlegung der Nachfrage und eine ebenso nachvollziehbare Steigerung des Preises, bis eine Ware an den Höchstbietenden verkauft wird. Die Autoren arbeiten im Detail heraus, wie die Auktion nicht nur auf geordnete, faire und verantwortungsvolle Art und Weise abläuft, ihre Durchführung wird auch gesehen und als solche gezeigt und inszeniert. In diesem Sinne wird die Darstellung eines Einigungsprozesses auch dort benötigt, wo eine „echte“ Einigung hergestellt wird.

Die zweite Sektion versammelt empirische Studien, die sich anhand von Fallstudien mit der diskursiven Konstruktion von Einigkeit in organisationalen und öffentlichen Diskursen befassen. WERNER HOLLY rekonstruiert die Kampagne „Du bist Deutschland“ als einen Versuch von Interessengruppen, den Weg der diskursiven Austragung von Konflikten nach herkömmlichen institutionellen Verfahren der politischen Willensbildung (unabhängige Medien, politische Parteien, verfassungsmäßige Organe) zu umgehen und in einem neuartigen Modus medialer Genres der Werbung und des Entertainments politische Prozesse zu steuern. Inhaltlich ist die Zielsetzung insofern paradox, als einerseits ein tragendes Gemeinschaftsgefühl inszeniert werden soll, andererseits – in einer von Ohnmachts- und Ungleichheitsdiskursen geprägten historischen Konstellation – mit der Solidarität ein wesentlicher Tragpfeiler dieser Gemeinschaft zur Disposition steht. Wie dieser „rhetorische Drahtseilakt über dem Abgrund einer paradoxen Grundstruktur“ (Holly) versucht wird, ist Gegenstand einer detaillierten linguistisch-semiotischen Produktanalyse des „Du bist Deutschland“-Fernsehwerbespots. Dabei kommen klassische Elemente propagandistischer Konsensinszenierung ins Blickfeld, die alle Kennzeichen der intermedialen Bedeutungsgenerierung in Diskursen aufweisen: die Ausblendung und Überspielung rationaler Argumentation durch ein Feuerwerk an Emotionen, die Faszinationskraft und das Prestige von Medienstars als Persuasionsressource und der

Versuch, problematische und widersprüchliche Zusammenhänge zu verdecken mit Mitteln der aus der Warenwerbung vertrauten audiovisuellen Verschränkung von sprachlichen und nicht-sprachlichen Symbolkomplexen, vor allem durch die gezielte Verarbeitung von Mythen, Stereotypen und Alltagsritualen.

Anknüpfend an organisationswissenschaftliche Konflikt- und Diskurstheorien und an Forschungsarbeiten zur ‚(neo-)liberalen Gouvernamentalität‘ rekonstruiert RONALD HARTZ zunächst jenen Führungs- und Steuerungsmodus, der sich als der Versuch einer mittelbaren, unpersönlichen Steuerung der Organisationsmitglieder durch die diskursive Regulation der kulturellen Kontexte umschreiben lässt. Empirisch steht dann die Analyse von Mitarbeiterzeitungen der DAX30-Unternehmen im Mittelpunkt. In der gewählten Perspektive kann die sprachliche Inszenierung von Konsens in den Mitarbeiterzeitungen als ein möglicher, im Sinne der organisationalen Zielstellungen Erfolg versprechender Modus mittelbarer Steuerung begriffen werden, insofern die Inszenierung von Konsens Wirkungen hinsichtlich der sozialen (Selbst-)Integration der Organisationsmitglieder und somit der normativen Sicherung von Konformität und der Reduktion von Devianz entfalten kann. Dabei wird in paradoxer Weise einerseits eine Unterwerfung unter die ‚Gegebenheiten‘ des Marktes gefordert, andererseits das selbstverantwortliche Subjekt angerufen, das seine Ressourcen im Sinne der gesetzten und internalisierten Ratio kalkulierend einsetzen und optimieren soll. Eine methodenkritische Diskussion und Einordnung der Befunde rundet den Beitrag ab.

In das Spannungsfeld von offizieller und alltäglicher kommunikativer Identitätskonstitution in Organisationen führt der Beitrag von FLORIAN MENZ Er geht von der Annahme aus, wonach Organisationen und ihre Mitglieder sich einer permanenten Balanceanforderung zwischen den Polen Stabilität und Flexibilität ausgesetzt sehen. An den extremen Ausprägungen der beiden Pole drohen je spezifische Gefahren: Absolute Stabilität führt zum Verlust der Anpassungsfähigkeit an Veränderungen, absolute Flexibilität zum Verlust kohärenter Identitätserzählungen. Auf der empirischen Basis von teilnehmender Beobachtung, Analysen authentischer Alltagsinteraktion und zirkulären Interviews mit Mitgliedern des Unternehmens wird aufgezeigt, wie ein mittelständisches Unternehmen in einer sehr volatilen Branche, der Informationstechnologie, in paradoxer Weise ‚Chaos‘ und ‚Unsicherheit‘ als identitätsstiftende Eigenschaften inszeniert und so eine Art Meta-Stabilität erreicht. Zugleich arbeitet der Autor heraus, welche Herausforderungen an situative Konfliktbewältigungen aus diesem Ansatz, der dem Typus der postbürokratischen Organisation entspricht, resultieren und wie von Fall zu Fall in der Alltagsinteraktion durch die Beteiligten Lösungen ausgehandelt werden müssen.

Auf das Feld der Anwendung führt schließlich der Beitrag von KLAUS PETER KONERDING und HELMUT EBERT. Die Autoren setzen bei dem Befund an, wonach traditionelle hierarchische Organisationsstrukturen mit unzureichender Partizipation Verhaltensweisen begünstigen, die einer effizienten und kreativen Aufgabenerfüllung der Organisation im Wege stehen und notwendige Anpassungen an veränderte Umweltbedingungen blockieren. Am Beispiel der Reform einer kommunalen Verwaltungseinrichtung (auf der relativ abstrakten Ebene des programmatischen „Leitbildes“), an der die Autoren als Moderatoren selbst mitgewirkt haben, wird ein Rahmenmodell skizziert, das Prozesse der Konsensbildung und Konfliktprävention durch gesteuerte partizipative Kommunikation in Prozessen des Wandels ermöglichen soll. Eine besondere Rolle spielt in diesem Modell ein linguistisch fundierter Analyse- und Gestaltungsansatz, der die besondere Rolle des sprachlichen, an gesellschaftlich-kulturelle Diskurse gebundenen Ausdrucks im Konsensbildungsprozess berücksichtigt: Benennungs- und Thematisierungstraditionen legen typische Wahrnehmungs-, Intentions- und Handlungsdispositive fest (bzw. offen) und betten den jeweiligen Redegegenstand in einen sozial habitualisierten Horizont von Wissen, Einstellungen, Relevanzen und Routinen ein. Der kontrollierte Umgang mit alternativen Bezeichnungen, Bezeichnungsverweisungen und benennungsgeliteten Vergleichen ermöglicht somit einen reflektierten Zugriff auf habitualisierte Einstellungen, Deutungs- und Handlungsmuster, die als gruppenspezifische Dispositive und Situationsauslegungen in den Aushandlungsprozessen sichtbar gemacht, hinterfragt, überprüft und modifiziert werden können.

Während im normativen Modell von Konerding und Ebert ebenso wie in den Auktionen (Heath/Luff in diesem Band) die Inszenierung von Verständigung in „echte“ Aushandlungsprozesse eingebettet ist, steht mit dem Typ des „Einigkeitsdiskurses“, wie er im Mittelpunkt des Bandes steht, eine Herrschaftspraxis zur Diskussion, die darauf zielt, unter Verbergung von Machtausübung und Diskursasymmetrien die kulturellen Kontexte „top down“ zu regulieren, in denen die Adressaten sich im Alltag orientieren, und so auf deren Sprechen, Denken und Handeln Einfluss zu nehmen. Im Vergleich zu traditionellen Verfahren der organisationalen Steuerung zielt dieser Ansatz mithin darauf, die „subjektiven Ressourcen“ der Adressaten mehr als bisher ins Spiel zu bringen. Angestrebt wird die kommunikative Implementierung und subjektive Internalisierung von ‚Selbstbeherrschungstechniken‘, nach denen sich der Einzelne – flexibel geleitet durch die Perspektive der Mächtigeren – aus eigenem Antrieb fortwährend selbst in die Pflicht nimmt und seinen von den vorgegebenen Zielen abweichenden Eigensinn unterdrückt. Dazu wird eine Rhetorik gewählt, die auf Einsicht der Adressaten zielt, zugleich aber den Raum des Sag-, Denk- und Machbaren inhaltlich mehr oder weniger eng zu begrenzen versucht. Zugleich soll durch rhetorisch-stilistische

Inszenierungsmittel – zumindest vordergründig – Machtausübung verdeckt und der Eindruck von Persuasion und diskursiver Verständigung erzeugt werden.

Derartige Herrschaftsverfahren entsprechen den komplexen Verhältnissen spätmoderner Gesellschaften und Organisationen, bergen aber auch erhebliche Widersprüche und Risiken,<sup>4</sup> die nicht zuletzt ihre Funktionalität selbst in Frage stellen können (vgl. Habscheid/Vacek 2008). Im Extremfall wird auf diese Weise lediglich der Raum des öffentlichen Sagbaren kontrolliert, während in der subjektiven Wahrnehmung bzw. in der privaten und informellen Alltagskommunikation kontraproduktive Ängste, Vorbehalte, Widerstände und sozial schädliche Verhaltensmuster an der Tagesordnung sind (vgl. Konerding/Ebert in diesem Band). Umso notwendiger erscheinen unter normativen Gesichtspunkten bewährte, institutionell gestützte kommunikative Verfahren, die – auch in asymmetrischen Konstellationen – auf ein angemessenes Maß an Pluralität, Transparenz und Verhandlung setzen.

Die Herausgeber des Bandes danken dem *Ministerium für Innovation, Wissenschaft, Forschung und Technologie* des Landes Nordrhein-Westfalen (*MIWFT*) und der *Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG)* für die Förderung (vgl. oben), Frau Christina Brian und Frau Anita Wilke (*VS Verlag*) für die ebenso professionelle wie angenehme Zusammenarbeit und Herrn Bastian Pohl (Siegen) für die Erstellung der Druckvorlage.

Gewidmet ist der Band dem Andenken an Fritz Hermanns, der uns nicht allein wegen seines fulminanten Vortrags als Kollege und Mensch unvergesslich bleibt.

## Literatur

- Alvesson, Mats / Willmott, Hugh (2002): Identity Regulation as Organizational Control: Producing the Appropriate Individual. In: *Journal of Management Studies* 39/5, 619–644.
- Balla, Bálint (2002): Konflikttheorie. In: Endruweit/Trommsdorf (Hrsg.), 281–285.
- Blättel-Mink, Birgit (2002): Konsens. In: Endruweit/Trommsdorf (Hrsg.), 285.
- Bröckling, Ulrich / Krasmann, Susanne / Lemke, Thomas (Hrsg.) (2000): *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

---

4 Ein Desiderat stellt aus unserer Sicht eine noch genauere Analyse von Paradoxien und Ambivalenzen dar, die sich bei der Bearbeitung von Konflikten sowohl in der öffentlichen als auch in der organisationalen Kommunikation erkennen lassen, und von deren Weiterverarbeitung in öffentlichen und alltagsweltlichen diskursiven Prozessen.

- Bühl, Walter L. (1976): Theorien sozialer Konflikte. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Endrueit, Günter / Trommsdorf, Gisela (2002) (Hrsg.): Wörterbuch der Soziologie. 2. Aufl. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Fairclough, Norman (2003): *Analysing Discourse. Textual Analysis for Social Research*. London/New York: Routledge.
- Foucault, Michel (1994): Das Subjekt und die Macht. In: Hubert L. Dreyfus / Paul Rabinow: Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Frankfurt/M.: Beltz Athenäum, 243–261.
- Grünert, Horst (1984): Deutsche Sprachgeschichte und politische Geschichte in ihrer Verflechtung. In: Werner Besch / Oskar Reichmann / Stefan Sonderegger (Hrsg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Berlin / New York: de Gruyter, 29–37.
- Habscheid, Stephan (2008): Einheit als Fassade. Zur sprachlichen Inszenierung ‚kollektiver‘ Identität in Organisationen. In: Steffen Pappert / Melanie Schröter / Ulla Fix (Hrsg.): Verschlüsseln, Verbergen, Verdecken in öffentlicher und institutioneller Kommunikation. Berlin: Erich Schmidt, 255–271.
- Habscheid, Stephan / Hartz, Ronald (2007): Konsenserzählungen in Mitarbeiterzeitungen. In: Stephan Habscheid / Michael Klemm (Hrsg.): Sprachhandeln und Medienstrukturen in der politischen Kommunikation. Tübingen: Niemeyer, 195–212.
- Habscheid, Stephan / Vacek, Edelgard (2008): Identität und Sensemaking. In: Vazrik Bazil / Roland Wöller (Hrsg.): Wirtschaftsrhetorik. Wiesbaden: Gabler, 33–50.
- Haller, Klaus (1982): Werkzeitschriften in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin: Verlag Volker Spiess.
- Hartz, Ronald / Habscheid, Stephan (2006): „Ready to Roll Up Their Sleeves“ – Creating Scenarios of Unity in Employee Magazines. In: *Intervention Research. Special Issue: Talent on Discourse* 2/1–2, 19–36.
- Hartz, Ronald / Karasek, Tom / Knobloch, Clemens (2007) (Hrsg.): Inszenierte Konflikte – Inszenierter Konsens. Münster: Unrast.
- Kopperschmidt, Josef (1973): Allgemeine Rhetorik. Einführung in die Theorie der persuasiven Kommunikation. Stuttgart: Kohlhammer.
- Link, Jürgen (1998): Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, Niklas (2001): Legitimation durch Verfahren. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Niethammer, Lutz (2000): Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur. Reinbek: Rowohlt.

**I. Diskurs, Begriff, Interaktion:  
Theoretische und methodologische Ansätze**

# Zum Anteil des flexiblen Normalismus an der medialen Konsensproduktion

Jürgen Link (Dortmund)

## 1. Normalität: Grundlagen

Das Konzept des Normalismus (und speziell des flexiblen Normalismus), das mir als Rahmen der folgenden Überlegungen dienen soll, wird zwar zunehmend zitiert, dabei aber auch häufig missverstanden. Deshalb beginne ich mit einer nochmaligen sehr verkürzten Begriffsklärung. In dem neuen Einleitungskapitel zur 3. Auflage des *Versuchs über den Normalismus* (Link 2006) gehe ich von sechs Ungleichungen aus, um meinen Begriff gegen andere Verwendungen von „Normalität“ und „Normalisierung“ abzugrenzen. Insbesondere unterscheide ich dabei Normalität von juristischer oder ethischer Normativität, von bloßer Alltäglichkeit und von ästhetischer Banalität. Darüber hinaus gibt es aber vor allem im mediopolitischen Diskurs noch eine Verwendung von „Normalisierung“, die ich als makaber-kontrafaktisch kennzeichnen möchte: Dabei wird etwas offensichtlich Nicht-Normales, wie z.B. die Gewöhnung an einen schmutzigen Krieg, als „Normalisierung“ bezeichnet. Ein Beispiel dafür lieferte wie üblich der *Spiegel* in seinem Schwerpunkt vom 20.11.2006: „*Die Deutschen müssen das Töten lernen. Wie Afghanistan zum Ernstfall wird*“. Darin heißt es: „Jahrzehntelang akzeptierten die Verbündeten, dass die Deutschen Zeit brauchten, um in der Normalität anzukommen. Schließlich hatten sie selbst Sorge vor einem Wiederkehr des deutschen Militarismus“ (23). Damit werden implizit Kriege vom Typ Algerien, Vietnam, Irak usw. als „normal“ bezeichnet, was offensichtlich absurd ist. Darüber hinaus kann man ja immerhin daran zweifeln, dass es überhaupt „normale“ Kriege gibt. Was also ist normal?

Offensichtlich ist der Begriff des Normalen in aktuellen Kulturen westlichen Typs sowohl fast allgegenwärtig wie extrem plastisch. Hier noch ein harmloses Beispiel. In witzig gemeinter Anspielung auf das *Kommunistische Manifest* beginnt ein Bericht über die Kölner Möbelmesse 2007 wie folgt: „In diesem Jahr schleicht ein Gespenst durch die Hallen der Internationalen Möbelmesse in Köln [...]: Es heißt Normalität“ (*FAZ* 20.1.2007). Angesichts dieser semantischen Plastizität könnte man sagen: Hier muss die Theorie das Handtuch werfen, über-

lassen wir diese Sprechblase den Medien. Im Gegensatz zu dieser durchaus vertretbaren Option bin ich zu dem Resultat gelangt, dass selbst der medialen und alltäglichen Verwendung der Sprechblase „normal“ eine kulturelle Kernstruktur zugrunde liegt, die historisch und systematisch von fundamentaler Bedeutung für moderne westliche Kulturen ist und die zudem durchaus einer konsistenten Theorie zugänglich gemacht werden kann. Zwecks Erläuterung ein weiteres aktuelles Zitat:

Früher einmal war die westliche Welt normal. Sie war so normal, dass selbst die Ökonomie normal verteilt war. Es war die Welt einer florierenden Mittelklasse, die Welt der Massenmärkte, der Standardisierung, Sicherheit und Stabilität. Die Normalität war sowohl an den TV-Programmen als auch an der Musik und der Mode zu erkennen – sie war omnipräsent. Für Firmen bestand der Erfolg darin, den lokalen Durchschnitt für sich zu gewinnen [...]. Der Durchschnitt, das war die Welt der Volkswagen, weißen Gartenzäune und regelmäßigen Einkommen – die Welt der monochromen Normalität. / Im industrialisierten Westen drehte sich das Projekt der Modernität überwiegend um den Aufbau dieser großartigen Mitte. [...] Die politischen Parteien benötigten die Mitte. [...] Und sogar die Kapitalisten benötigten die Mitte. Der wachsende öffentliche Sektor blähte selbst die Unter- und Oberschicht in die wohlgeformte Bell-Kurve [Glockenkurve, d.h. Gaußsche Normalverteilung, J.L.] hinein. / Das war einmal. Doch heute können Sie diese Normalität vergessen. Denken Sie abnormal. (Ridderstrale/Nordström 2005: 69 f.)

Hier wird die Normalität mit statistischen Daten, mit Durchschnitt und Normalverteilung in Zusammenhang gebracht, und damit kommen wir der erwähnten kulturellen Kernstruktur des Normalismus nahe. *Erstens*: Normalität in einem konsistenten Sinne ist ein Produkt verdateter Gesellschaften. Verdatete Gesellschaften streben danach, ihre Massendynamik – und zwar sowohl die der Bevölkerungsmassen wie die der Massenproduktion – mittels umfassender, systematischer und zeitlich kontinuierlicher Datenerhebung quantitativ transparent zu machen. *Zweitens*: Verdatete Gesellschaften extrahieren aus den enormen Datenmengen mittels der mathematischen Statistik Verteilungskurven, Durchschnittswerte und Grenzwerte sowie zeitliche Trends, etwa Wachstumstrends. *Drittens*: Als Idealtypen und Vergleichsmaßstäbe dienen in der Synchronie die Normalverteilung (Gaußkurve) mit ihrer perfekten Zentraltendenz und ihrer Symmetrie zwischen zwei gegen Null auslaufenden Extrempolen und in der Diachronie die Kurve eines normalen Wachstums als endlose Schlange aneinandergereihter logistischer Kurven (gelängter S-Kurven). Dabei geht es in der Praxis nicht um mathematische Genauigkeit, sondern lediglich um symbolische Annäherung. Ein Beispiel für die symbolisch gaußoide Verteilung in der Synchronie wäre dann die zwiebelähnliche Verteilung des Lebensstandards in sog. westlichen Wohlfahrtsgesellschaften der 1950er und 1960er Jahre – ein Beispiel

für die endlose Schlangenkurve des Wachstums wäre eine bereinigte durchschnittliche Konjunkturkurve. *Viertens*: Die statistische Verdattung erlaubt es modernen Gesellschaften, Abweichungen von annähernder Normalität sowohl in der Synchronie wie in der Diachronie festzustellen sowie dann zu versuchen, solche Abweichungen mittels um-verteilerender oder anderer Interventionen zu normalisieren. Ein typisches Beispiel sind wachstumsfördernde Interventionen in Stagnationsphasen, wie sie augenblicklich im ökonomischen Bereich durchgeführt und im demographischen Bereich diskutiert werden.

## 2. Protonormalismus und flexibler Normalismus

Die über zweihundertjährige Geschichte des Normalismus ist außerordentlich komplex, sowohl was seine Ausdehnung in immer mehr soziale Sektoren wie auch was seine historischen Wandlungen betrifft. Eine grobe Orientierung lässt sich entlang der verschiedenen Taktiken gewinnen, wie Normalitätsgrenzen festgelegt werden. Die Normalverteilung ist mathematisch stetig und kennt keine Einschnitte. Normalistisch ist es aber intuitiv evident, dass die Normalität, die vom Durchschnitt aus in Richtung beider Extreme abnimmt, auf beiden Seiten irgendwo enden muss. Diese Grenzen, jenseits deren die Anormalität beginnt, sollen Normalitätsgrenzen heißen. Es lassen sich dann rein theoretisch zwei idealtypische, polar entgegengesetzte Strategien zur Festlegung der Normalitätsgrenze vorstellen.

Die erste Möglichkeit besteht darin, dass der normal *range* möglichst eng kontrahiert und durch symbolisch wie auch pragmatisch robuste Normalitätsgrenzen geschützt wird. Da diese Strategie faktisch die ersten eineinhalb Jahrhunderte des Normalismus dominiert hat, sei sie als „protonormalistisch“ bezeichnet (was ihre Fortdauer oder auch Wiederkehr keineswegs ausschließt). Die symbolische Beschwerung der Normalitätsgrenzen erfolgt dabei im Allgemeinen durch Kopplung mit vornormalistischen Ideologien wie etwa solchen der „Naturgesetzlichkeit“. Die pragmatische Beschwerung der Normalitätsgrenzen geschieht vor allem mittels der Kopplung mit dem juristischen Normativismus (Exklusion bestimmter Spielarten von „Anormalität“ als „kriminell“ und Internierung hinter Gefängnismauern als real existierenden Normalitätsgrenzen) oder mittels im weitesten Sinne medizinischer Indikationen (Exklusion anderer Spielarten von „Anormalität“ als „geistig oder seelisch abweichend“ hinter Anstaltsmauern). Je enger dabei der normal *range* kontrahiert wird, um so „breiter“ muss der Bereich der „Anormalitäten“ erscheinen.

Rein theoretisch lässt das Stetigkeits- und Kontinuitätsprinzip aber von Anfang an auch eine genau entgegengesetzte Strategie zu: Wenn der Übergang

zwischen Normalität und Anormalität kontinuierlich, stetig, graduell und fließend ist, dann könnten die Normalitätsgrenzen auch möglichst weit ‚außen‘ von der ‚Mitte‘ gelegt werden, wodurch der *normal range* maximal verbreitert würde. Große Teile der protonormalistischen „Anormalitäten“ lassen sich auf diese Weise voll in die Normalität integrieren, und weitere Teile können in breiten Übergangszonen ebenfalls symbolisch inkludiert werden. Diese zweite mögliche normalistische Strategie sei flexibel-normalistisch genannt. Sie hat in den meisten okzidentalen Gesellschaften seit dem *Zweiten Weltkrieg* schrittweise und bis auf weiteres die kulturelle Hegemonie errungen.

Es handelt sich bei den beiden normalistischen Strategien um idealtypische und heuristische Kategorien, die der konkreten historischen Analyse dienen. In einer konkreten soziohistorischen Synchronie koexistieren in der Regel in verschiedenen Sektoren und oft auch im gleichen Sektor sowohl protonormalistische wie flexibel-normalistische Konzepte und Modelle in stetigem Konflikt. Eine harmonische Synthese beider Strategien erscheint dagegen nicht möglich.

Den zwei idealtypischen normalistischen Taktiken entsprechen zwei Typen von Subjektivität: Zum Protonormalismus gehört das ‚außengeleitete‘ (Riesman), autoritäre (Adorno/Horkheimer), manipulierte (Marcuse) und disziplinierte (Foucault) Subjekt, während das Subjekt des flexiblen Normalismus idealiter in einer neuen Form von ‚Innenleitung‘ auf der Basis orientierender Daten autonom über seine Normalitätsgrenzen entscheiden soll.

### 3. Interdiskursives Mainstreaming

Damit kommen wir zur Funktion der Massenmedien im Normalismus. Eine Basisfunktion besteht offensichtlich darin, den Subjekten normalistischer Kulturen Datenmaterial zu liefern bzw. zu vermitteln. Im engeren Sinne geschieht das in Form von statistisch gefütterten Infografiken, wodurch die Subjekte versichernde oder verunsichernde Trends kennenlernen: Wachstum des BIP und BSP im „Schneckentempo“, „ausufernde“ Defizite, demographische „Abstürze“ hierzulande und „Bevölkerungsexplosionen“ im Süden, „Asylantenfluten“, „Kursraketen“ an der Börse, AIDS-Katastrophe, Klimawandel usw. Dabei besteht die Aufgabe der Medien insbesondere darin, die trockenen statistischen Daten für die Subjekte ‚ansprechend‘ aufzubereiten, so dass Identifikationen und Gegen-Identifikationen stimuliert werden. Das geschieht insbesondere mittels der Kollektivsymbolik, d.h. des Ensembles stereotyper Bildlichkeit im wörtlichen und übertragenen (rein sprachlichen) Sinne. Werden z.B. „Asylanten“ bildlich als „Flut“ unabsehbarer dunkler Köpfe mit Turbanen usw. neben eine ‚ex-

ponentiell‘ steigende Kurve montiert, so ist die Gegenidentifikation des Betrachters einprogrammiert: Die gefährliche Flut sind immer die anderen.

Man kann noch genereller sagen, dass die Medien mittels der Bilder im Wortsinne und im übertragenen Sinne zuständig sind für die normalistische Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit (Visibilisierung und Invisibilisierung) – und diese Sichtbarkeit wiederum bildet den Rahmen für Sagbarkeit und Wissbarkeit. Die dabei wichtigste normalistische Sichtbarkeit betrifft synchronisch die Definition im Wortsinne des Normalen und des Anormalen, das heißt die Grenze zwischen ihnen, die Normalitätsgrenze. Diachronisch entspricht dem die Überschreitung dieser Grenze vom Normalen zum Anormalen (die Denormalisierung) und umgekehrt (die Wiederherstellung der Normalität, d.h. die Renormalisierung bzw. einfach die Normalisierung).

Obwohl das Gewicht von Infografiken in den Medien tendenziell seit den 1980er und besonders 1990er Jahren zunimmt, handelt es sich insgesamt lediglich um einen quantitativ untergeordneten Teilssektor. Der größte Teil des Materials besteht weiter aus Titelzeilen, Meldungen, Berichten, Fotos, Kommentaren, Analysen und Interviews (im Fernsehen Talkshows). Auch dieses Material besitzt jedoch eine Tiefenstruktur, in der eine normalistische Komponente konstitutiv ist. Dieser Zusammenhang lässt sich exemplarisch anhand der Kategorie eines medialen „Themas“ untersuchen. Für den Begriff des „Themas“ gilt – ähnlich wie für den der „Normalität“ – ein Widerspruch zwischen praktischer Ubiquität (bis hin zum Elementardiskurs mit seiner Floskel „kein Thema“) und hoher semantischer Plastizität. Operational ist die Verwendung bei Umfragen (also einem genuin normalistischen Dispositiv): Dabei kann man „Themen“ ranken – „Themen“ von der Art „Arbeitslosigkeit“, „Überalterung“, „Klimawandel“, „Terrorismus“, „Krankenkassenreform“, „EU-Beitritt der Türkei“ usw. Unter normalismustheoretischem Aspekt lässt sich vermuten, dass ein großer Teil medialer „Themen“ sich auf ein spezifisches Normalfeld (wie Demographie, Lebensstandard, Ökologie, Meteorologie, Medizin usw.) bezieht, das aktuell von einer Tendenz zur Denormalisierung erfasst ist. Denormalisierung konstituiert im Normalismus „Handlungsbedarf“, d.h. Normalisierungsbedarf, und für größere normalisierende Interventionen hat man auch den ursprünglich völlig anders akzentuierten Begriff der „Reformen“ annektiert.

Zu vermuten ist ferner, dass das Ergebnis der Umfrage eines Themen-Rankings stark mit der tatsächlichen Verteilung der gerankten Themen in den Medien korrelieren dürfte – und zwar aus zwei Gründen: Erstens bereits durch die Auswahl der von der befragenden Institution zuerst erstellten Liste von Themen – und zweitens durch die von den Befragten vorgenommene Vorauswahl und das auf dieser Basis erfolgende endgültige Ranking. Man muss also die medialen Vorgaben und die Rankings als einen geschlossenen Reproduktions-

kreislauf betrachten, in dem die Themen einem normalistischen Prozess des Mainstreaming unterzogen werden – normalistisch deshalb, weil die tatsächliche statistische Verteilung entscheidet. Wenn etwa das Defizit der Krankenkassen ein tägliches Medienthema ist und die horrenden und ständig steigenden Ausgaben für Militärinterventionen der Bundeswehr in aller Welt niemals in den Medien erwähnt werden, wird das erste Thema als Top-Thema mit höchstem Normalisierungsbedarf konstituiert und das zweite als eine pure Absenz, als ‚schwarzes Loch‘, als etwas, was buchstäblich „kein Thema“ ist und daher auch keiner Normalisierung bedarf. Anders gesagt, entscheidet das Mainstreaming der Themen über normalistische Sichtbarkeit oder Unsichtbarkeit. Dieses Mainstreaming von Themen, in der Publizistik auch als *Agenda Setting* bezeichnet, produziert einen ersten Faktor von (hegemonialem) Konsens: eine notwendige Bedingung für solchen Konsens.

Zu dem Mainstreaming der Themen kommt allerdings, bevor ein Konsens gebildet werden kann, noch ein weiterer normalistischer Prozess hinzu, der sich auf die diskursiven Positionen bezüglich des jeweiligen Themas bezieht. Dabei handelt es sich grob gesehen zunächst um binäre Oppositionen pro und contra bezüglich der Behauptung von Denormalisierung und des Normalisierungsbedarfs, anschließend dann um solche Oppositionen bezüglich vorgeschlagener Normalisierungsinterventionen. Nehmen wir als Beispiele den Klimawandel und die Überalterung. In beiden Fällen gab es, nachdem sie als Themen etabliert waren, zunächst Infragestellungen der Denormalisierungsthese: Waldsterben ist ein Mythos, Vertürkung des deutschen Volkes ebenso. Innerhalb des politischen Dispositivs Links-Rechts-Mitte-Extreme, dessen aktuelle normalistische Funktionsweise ich im *Versuch über den Normalismus* ebenfalls beschrieben habe, tendieren solche Oppositionen zu einer Links-Rechts-Verteilung. Waldsterben droht qua vage ‚links‘, Waldsterben ist Mythos qua vage ‚rechts‘ – Vertürkung droht vage ‚rechts‘, ist Mythos vage ‚links‘. Als diese Themen dann als solche mit Normalisierungsbedarf konstituiert waren, ging es um das Mainstreaming entsprechender Normalisierungs- bzw. „Reform“-Maßnahmen: mehr erneuerbare Energien eher links, mehr Atomkraftwerke eher rechts; Kinderkrippen und Ganztagschulen eher links, mehr Familienförderung eher rechts. Aber hier stock ich schon: All das geht mehr und mehr zwischen Links und Rechts durcheinander und überkreuz – womit sich aber eben die immer stärkere Durchsetzungskraft normalistischer Dispositive erweist: Natürlich kommt es hauptsächlich auf die (symbolische) Mitte an (normalistisch gesagt den Durchschnitt), also auf den Kompromiss und den Konsens – also so etwas wie weniger CO<sub>2</sub>, viel erneuerbare Energien und ein paar Atomkraftwerke bzw. sowohl Kinderkrippen wie Ganztagschulen wie Familienförderung und vor allem Verkürzung der Rentenbezugszeit.